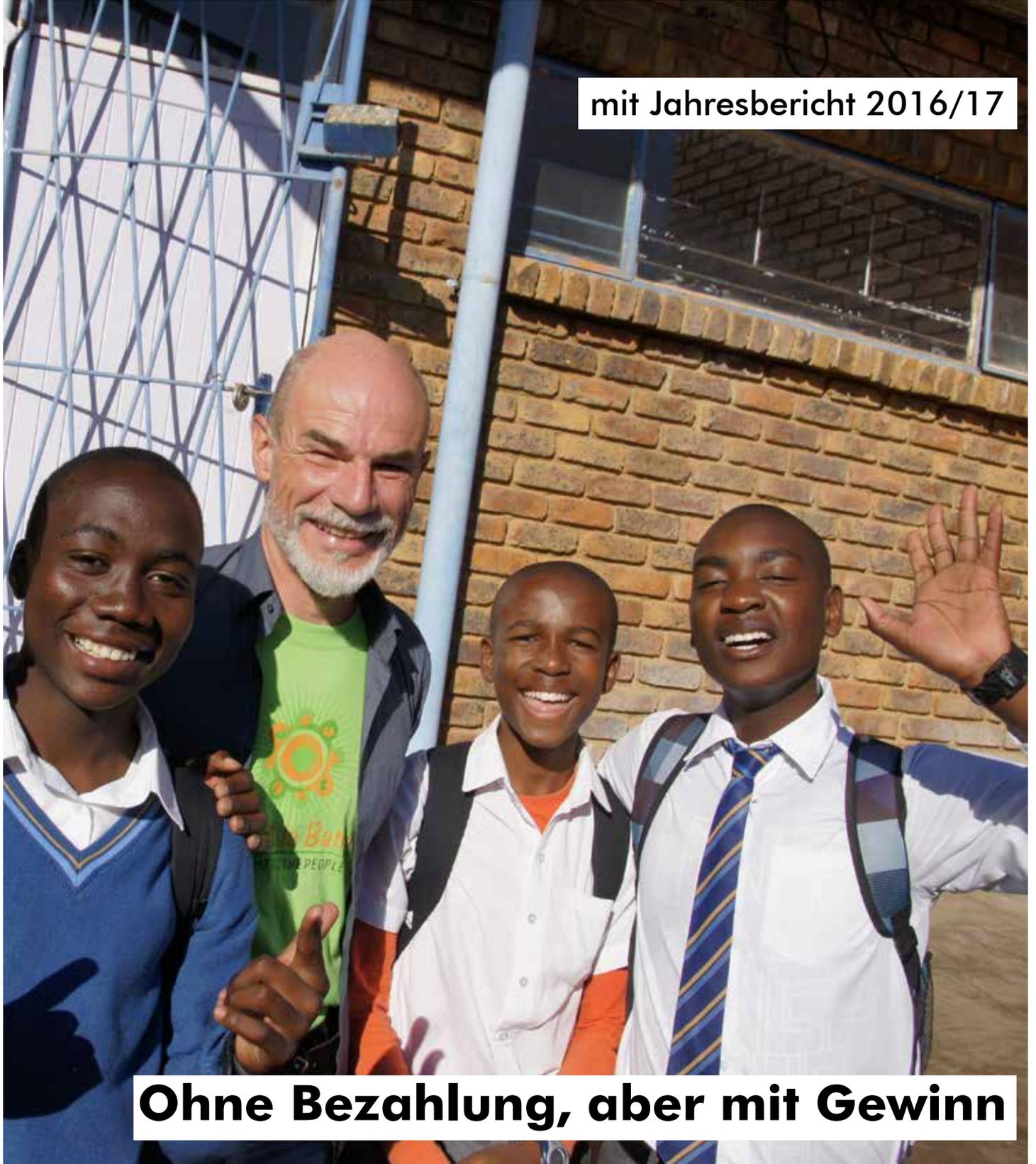




weltweit *verbunden*

Magazin der Herrnhuter Missionshilfe

mit Jahresbericht 2016/17



Ohne Bezahlung, aber mit Gewinn

Ausgabe 1/2017

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor elf Jahren erschien schon einmal - damals hieß dieses Magazin noch »daheim und draußen« -ein Heft, in dem es um missionarische Freiwilligendienste ging. Vieles hat sich seither geändert. Es gibt jetzt erheblich mehr junge wie ältere Menschen, die sich für einen solchen Dienst bewerben. Inzwischen hat auch die Bundesregierung - Jahrzehnte nachdem die Kirchen das taten - erkannt, wie wichtig ein Eine-Welt-Dienst für die Entwicklung von jungen Menschen ist, und ein entsprechendes Förderprogramm »weltwärts« ins Leben gerufen. Wenn Entwicklung gelingen soll, dann muss nicht nur im globalen Süden sich etwas ändern, dann brauchen auch wir »Nördlinge« eine gründliche Kopf- bis Fußwäsche. Anders als früher gibt es heute in den Missionswerken auch Freiwilligendienste in andere Richtungen, so genannte Süd-Nord-Einsätze und Süd-Süd-Einsätze.

Lassen Sie sich beim Lesen der einzelnen Beiträge mit hinein nehmen in einen großartigen Lernprozess, der dabei hilft, das Reich Gottes auf Erden aufzubauen. Und nehmen Sie auch den einliegenden Jahresbericht 2016/2017 zur Hand.

Mit herzlichen Grüßen,

Andreas Tasche

Titelbild

Joachim Mayer bei seinem Einsatz in Südafrika. Er berichtet davon, wie sehr ihn diese Erfahrung verändert und bereichert hat.

Foto: Zur Verfügung gestellt von Joachim Mayer

Ein alter Begriff - wiederentdeckt in Tansania

Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat (1.Petrus 4,10).

Einander dienen - ein wunderschönes biblisches Lebensideal, das aber für viele altbacken klingt. Verstehen junge Menschen ihren Freiwilligeneinsatz als *Dienst* an irgendjemandem? Ausserhalb der Kirche spricht man höchstens noch bei der Bundeswehr oder im Beamtenrecht von einem *Dienst*. Das führt dann zu Überraschungen in der Missionsarbeit ...

Ein geachteter Ökonom aus Genf reiste 2016 zu einer Evaluation nach Tansania. Im Auftrag der Schweizer Regierung sollte er untersuchen, ob die soziale Arbeit der Brüdergemeine wirklich nachhaltig sei. Man investiere sehr viel Geld, höre aber kaum etwas aus Tansania. Im Hintergrund stand die brisante Frage, ob staatliche Gelder überhaupt in kirchliche Projekte des Südens fließen dürfen. Wochenlang und mit großer Gründlichkeit untersuchte der Experte die Arbeit in Rungwe und Mbeya, befragt Kirchenleitungen, Projektverantwortliche und Mitarbeitende.

Seine Erkenntnis überraschte ihn selbst: Die Brüdergemeine in Tansania leistet engagierte und professionelle Arbeit. Sie kümmert sich um Waisen, unterhält Schulen und Hospitäler und gründet HIV-Selbsthilfegruppen. Was den Experten irritierte, war die Bescheidenheit seiner Gesprächspartner. Obwohl seit fast 40 Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit tätig, hatte er so etwas noch nie erlebt. In Tansania sprach man immer nur zurückhaltend vom »Dienst am Nächsten«, der

für Christen doch selbstverständlich sei, für den man sich nicht rühmen dürfe.

In einer Zeit, in der laute und schrille Töne unsere Wahrnehmung dominieren, fällt Demut auf. Selbst die Missionsgesellschaften stehen in einem Wettbewerb. Sie konkurrieren mit Broschüren und Filmen um die Wahrnehmung und Gunst der Spendenden. Die Brüdergemeine in Tansania wiederum scheint zu betonen: »Tue Gutes - und schweige darüber«. Das ist schade, weil so für Aussenstehende nicht deutlich wird, was die Kirche alles leistet.

Und doch kann diese Zurückhaltung für uns Anregung sein, neu darüber nachzudenken, warum wir welche Arbeit tun. Ein Freiwilligeneinsatz zielt nicht nur auf persönliche Weiterentwicklung und Berufsfindung, sondern ist auch Dienst am Nächsten - Fürsorge für die Mitmenschen, wie schon Jesus sie vorgelebt hat: ein Gottesdienst.

Johannes Klemm, Basel ■



Luise Schiewe bei ihrem Einsatz im Krankenhaus Isoko in Tansania

Foto: Nick Gärner

Inhalt

Leitwort - Ein alter Begriff - wiederentdeckt in Tansania	2
Thema: Ohne Bezahlung, aber mit Gewinn	
Eine neue Familie gefunden - die Phasen eines Auslandsjahres	3
Eine wichtige Pflicht - der Bericht	4
Wir dürfen uns hier ausprobieren - ein Einsatzbericht im Telegramm-Stil	5
Ich geh mal kurz die Welt retten - deine und meine gleich mit	6
Florian Vollprecht - Koordinator für die Arbeit mit jungen Freiwilligen	7
Erfahrung, Gelassenheit, gute Kontakte - die Trümpfe von Senior-Freiwilligen	8
Länderinformation - Brüdergemeine in Albanien, Teil 2	10
Kurznachrichten	12
Informationen zum Freiwilligendienst	14
Leserbrief	14
Zum Beispiel: Kindergarten der Brüdergemeine im »Dzaleka Camp«	15
Menschen: Dietmar Paul - der »Herr Ingenieur« in Südafrika	16

Eine neue Familie gefunden- die Phasen eines Auslandsjahres

Die heutige »Christian-David-Schule«, einsam im Wald gelegen 23 km südöstlich von Madona, war 1991 die erste Privatschule im Nachwende-Lettland. Von Anfang an verstand sie sich nicht als bloße Lehranstalt, sondern als Werk der Nächstenliebe, das von einer ökumenischen Gemeinschaft getragen wurde, in der Lehrende und Lernende von morgens bis abends zusammen lebten und arbeiteten. Freiwillige aus mehreren Ländern schlossen sich dieser Gemeinschaft für kürzere oder längere Zeit an, so auch die Jugendlichen Paula und Johanna Flöter aus Herrnhut.



Silvesterfeier in der Schule

Es ist nun schon eine ganze Weile her, dass wir in der »Christian-David-Schule« gelebt und gearbeitet haben. Dennoch erinnern wir uns an diese Zeit, als läge sie erst wenige Tage zurück. Nachdem wir über private Kontakte das Freiwilligenjahr angebahnt hatten, waren wir sehr aufgeregt vor unserem Aufbruch nach Lettland, wussten wir doch nur grob, was uns erwartete.

In der Schule angekommen, erschien uns das Landleben dort wie die romantisierte Version einer frühen Vergangenheit. Wir kochten auf dem Feuer, bauten selbst Gemüse an, angelten im nahen Fluss, lebten von unserer Hände Arbeit. Die Kinder jeden Alters, die von allen in der Schulgemeinschaft zugleich betreut wurden, erschienen uns fleißiger und höflicher als die Kinder zu Hause. Später merkten wir, dass sie oft nur deshalb so arbeitsam waren, um sich vor den Hausaufgaben oder dem Unterricht zu drücken.

Wir Freiwilligen - außer uns Zwillingen gab noch eine dritte, jetzt eine gute Freundin - wurden liebevoll wie in eine Familie aufgenommen. Nach den ersten Wochen erkannten wir, dass auch hier nicht alles perfekt war. So befremdeten uns beispielsweise die »überorthodoxen« Ansichten mancher Letten. Der Glaube in der Gemeinschaft unterschied sich von Person zu Person sehr.

Diskussionen gehörten zum Tag dazu. Wir schlugen uns tapfer auf Lettisch und Englisch.

Zu Beginn war die Sprache natürlich eine Hürde. Es ist nicht einfach, lettischen Kindern Deutsch beizubringen, wenn diese nur etwas Englisch können und man selbst ihre Sprache nicht versteht. Mit der Zeit wurde uns das Lettische aber immer vertrauter und das Unterrichten damit einfacher. Manche Stunden entwickelten sich zu einer Art Wechselunterricht, in dem wir einander bereicherten. Einige unserer Schüler wurden gute Freunde.

Dann kam der frostige Winter. Der Alltag in diesen dunklen Monaten wurde

einseitig. Es meldete sich das Heimweh. Dem lettischen Winter wohnt eine ganz eigene Melancholie inne. Doch in der Gemeinschaft spürten wir Nähe und Geborgenheit, auch geistlich. Das lag an den täglichen Andachten mit den Kindern und an den philosophischen und nachdenklich-schönen Gesprächen mit einem Mitglied der Gemeinschaft.

Mit Beginn der warmen Zeit wurde die Arbeit besonders anstrengend. Nun mussten Beeren gepflückt, Marmelade gekocht, Heu gemacht und die Felder bestellt werden. Mehrfach halfen wir auf den Äckern des Bauernhofes in Grostona. Abends schliefen wir mit schmerzenden Rücken, aber seltsam erfüllt ein. Wir erlebten wie es ist, wenn man mehr körperlich als geistig arbeitet, und bekamen den Kopf frei.

Natürlich freuten wir uns auf die Heimreise. In Lettland hatten wir manchmal die Freiheit vermisst, den Tag nach unseren Wünschen zu gestalten. Und wir waren nicht mobil. Dennoch fiel uns der Abschied von denen, die für uns wie Geschwister geworden waren, schwer. Die Letten meinten, wir hätten jetzt eine zweite Familie, falls wir einmal nicht wüssten wohin. Wir wären immer willkommen ... Paula und Johanna Flöter ■



Anita und Johanna bei der Küchenarbeit in Grostona

Eine wichtige Pflicht - der Bericht

Wer einen Freiwilligendienst leistet, muss früher oder später berichten. Manchen Freiwilligen liegt das Berichten, manche mögen es eher weniger. In der Regel gehen die Berichte an die Entsende-Organisationen und über Internet-Blogs an Verwandte und Freunde. Manche Berichte gelten auch speziell denjenigen, die zur Finanzierung des Freiwilligendienstes beitragen. Fast immer lesen sich solche Berichte spannend, legen sie doch Zeugnis davon ab, wie der Horizont der Freiwilligen sich weitet und wie sie mehr und mehr zu reflektieren vermögen.



Der Kleinbus des »Elim Home« unterwegs in den Dörfern der Westkap- und der Ostkap-Region.

Paul Nuding ist seit Sommer 2016 Freiwilliger im »Elim Home«, einer Einrichtung der Brüdergemeine in Südafrika für Kinder und Jugendliche mit meist schweren Behinderungen. Weil über das Freiwilligenprogramm der »Evangelischen Mission in Solidarität«, einer Partnereinrichtung der HMM, seit 20 Jahren mindestens zwei Freiwillige zum Dienst nach Südafrika ausgesandt werden, sind junge Leute nicht nur aus der Brüdergemeine, sondern auch aus anderen Kirchen mit dieser Unitätsprovinz vertraut. In seinem Bericht befasst Paul Nuding sich mit den Sommerferien im »Elim Home«, die stets in den deutschen Winter fallen:

»Zu Beginn der Ferien werden die meisten Kinder nach Hause gebracht. Nur selten sind es die Eltern, zu denen die Kinder per Kleinbus gebracht werden, meist übernehmen deren Stelle Verwandte, Nachbarn oder Pflegeeltern. Die Angehörigen der Kinder wohnen verstreut über das ganze Western Cape

und manchmal sogar im Eastern Cape. Auf einer Tour waren wir elf Stunden unterwegs und haben fünf Kinder zu ihren Familien gebracht. Ich konnte sehen, aus welchen Verhältnissen die Kinder stammen und wie die Angehörigen die Kinder empfangen.

Im Auto spürte ich die Nervosität der Kinder. Bei allen fünf Kindern sind wir in arme Wohnverhältnisse gefahren. Einige Angehörige freuten sich, ihr Kind zu empfangen. Manchmal war die ganze Familie zur Begrüßung aufgelaufen. In anderen Fällen spürte man, dass es für die Angehörigen eine Last ist, einen Monat lang für das Kind sorgen zu müssen. Auch auf Seiten der Kinder war die Stimmung unterschiedlich. Manche Kinder lachten, andere waren zurückhaltend. Ein Kind hat sogar geweint, weil es nicht bei seinen Angehörigen bleiben wollte. Die Straßen in den Dörfern waren überwiegend unbefestigt und absolut nicht rollstuhlauglich. Die »Elternhäuser« glichen Hütten und be-

standen aus unterschiedlichsten Materialien.

Für viele Kinder ist eigentlich das »Elim Home« das Zuhause. Nicht nur, weil sie fast das gesamte Jahr dort verbringen, sondern auch, weil dort ihre Freunde wohnen, weil dort die bekannten und teilweise geliebten Mitarbeiterinnen sich um sie kümmern und ihre Grundbedürfnisse stillen. Die Kinder bekommen genug zu essen, werden regelmäßig gewaschen und haben ein festes Dach über dem Kopf. Deshalb freuen sich viele, nach den Ferien wieder ins Heim zurückzukommen. Dennoch halte ich es für wichtig, dass die Kinder, bei denen das möglich ist, regelmäßig heim kommen. Der Kontakt mit den Angehörigen muss gepflegt werden, damit diese die Verantwortung für ihr Kind nicht vollständig an das Heim abgeben.

Einige Kinder gehen nie nach Hause. Ihre Verwandten leben nicht mehr oder haben den Kontakt abgebrochen. Schlechte häusliche Umstände sind ein weiterer Grund dafür, dass Kinder nicht nach Hause gebracht werden. Zuletzt sind 12 der 50 Kinder im Heim geblieben. Außerdem kamen vier Kinder, die sonst bei ihren Eltern leben, in den Ferien zu uns. So haben die Eltern eine Verschnaufpause. Die 16 Kinder wurden in zwei Gruppen aufgeteilt und ein kleines Team kümmerte sich um sie. Während der Ferien gibt es keine festen Aktivitäten; das Programm wird nach Lust und Laune gestaltet. Das genießen Mitarbeitende und Kinder. Ich fand es toll, mir mehr Zeit für einzelne Kinder nehmen zu können. So habe ich stundenlang mit Cedrick gespielt, Bälle mit ihm geschossen, gepuzzelt, Bauklötze gestapelt und ich war sogar mit ihm im Pool«.

Paul Nuding ■

Wir dürfen uns hier ausprobieren – ein Einsatzbericht im Telegramm-Stil

Die »Brødrenehedens Danske Mission« ist die einzige Missionsorganisation der Brüdergemeinde in Europa, die über ein eigenes Freiwilligenprogramm verfügt. Alle sechs Monate schickt sie mehrere Jugendliche in die tansanische Rukwaprovinz, wo diese unter Anleitung des Missionars Knud E. Knudsen in Projekten in Sumbawanga, Sikonge und Kipili zum Einsatz kommen. Meist sind es Jugendliche aus Dänemark, die gegen eine Gebühr von 3.000 Euro im Ausland arbeiten dürfen. Es haben aber auch schon Jugendliche aus Deutschland an diesem Programm teilgenommen. Seit Januar 2017 weilt Karoline Hansen in Tansania, die den Einsatz als Chance sieht, sich auszuprobieren. Im Folgenden ein Auszug aus ihren Berichten im Telegrammstil.



Foto: Karoline Hansen

Faschingsaktionen auf dem Spielplatz des Waisenhauses

20. Januar 2017: Ankunft in Sumbawanga nach 48 Stunden + Mit drei Flugzeugen insgesamt 13 Stunden geflogen, dann noch sechs Stunden im Bus + Probleme bei der Beantragung des Visums + Empfang durch den Missionar Knud und andere Freiwillige + Fahrt in die Stadt und Kauf von Telefonkarten + Rundgang durch das Waisenhaus »Peter's House« und Kennenlernen der Kinder + Stromausfall beim Duschen, nur kaltes Wasser + Die ersten vier Stunden Swahili-Unterricht, das Lernen wird hart, ist aber wichtig + Restaurant-Besuch mit anderen Freiwilligen, ein komplettes Abendessen für nur 3.000 Schilling = 1,50 EUR!

1. Februar 2017: Zwei Wochen Swahili-Unterricht beim 70 Jahre alten Angelo von 9 bis 11 Uhr und von 14 bis 16 Uhr + In den übrigen Zeiten mit den Waisenkinder gespielt + In der Stadt traditionelle Stoffe gekauft, eine ehemalige Waisenhaus-Mutter nähte uns daraus schöne Kleider, spannender Besuch in der Privat-Wohnung der Schneiderin +

Erstmals einen Gottesdienst erlebt, der dreieinhalb Stunden dauerte und in dem mehrere, einheitlich gekleidete Chöre sangen und tanzten + Erster selbständiger Einkauf in der Stadt, Fahrt mit einem Piki piki (Motorrad-Taxi), zu Hause mal wieder Pizza gebacken.

12. Februar 2017: Ausflug nach Kipili unten am Tanganyikasee, wo zwei andere Freiwillige arbeiten + Während sechsstündiger Busfahrt an undichtem Fenster bei schlechtem Wetter eine Erkältung geholt + Kipili ist viel primitiver als Sumbawanga + Bad im warmen See, in dem es auch Krokodile geben soll + Am Sonntag Gottesdienstbesuch und eine Nacht Aufenthalt in einer schönen Lodge. Rückfahrt wegen Erkrankung im Auto von Knud.

20. Februar 2017: Besuch im Katandala-Waisenhaus für Säuglinge und Kleinkinder in Sumbawanga, aus dem manche Kinder kommen, die dann bei uns im »Peter's House« landen + So viele kleine Kinder ohne Eltern! Kinder werden gut versorgt

+ Viel körperliche Nähe zu den Kindern, viele Selfies mit ihnen gemacht + Viele neue Menschen in meinem Herzen.

2. März 2017: Mittwoch ist im Waisenhaus Projekttag, meine jüngsten Angebote: Steine bemalen, Perlenketten fädeln + Anfangs wenig Zuspruch, dann immer mehr + Wegen Malaria-Verdacht Besuch im Krankenhaus, dort neuen Namen bekommen: Caodina + Nach Bezahlung einer Rechnung Test durchgeführt: negativ + Medikamente in der Apotheke besorgt, nach einer Woche wieder gesund + Mit den Kindern einige Verse aus der Bibel und aus dem Gesangbuch an die Wände des Speisesaales geschrieben, der auch Andachtsraum ist + Spontan einen kleinen Film gedreht, in dem die Kinder in Harry-Potter-Kostümen auftraten + Kinder hatten viel Spaß beim Dekorieren der Hauswände: Pflanzen und Früchte aufgemalt + Bei der Faschingsfeier mit den Kindern gespielt, kleine Überraschungen mussten verdient werden.

18. März 2017: Es ist schön hier, aber auch sehr stressig + Ich verstehe die Kinder jetzt immer besser + Wenn die Kinder abends im Bett liegen, scheint es 100 Jahre her zu sein, dass ich den Tag mit ihnen begann + Ein abgebrochenes Straßenkinder-Projekt wurde neu begonnen + Kinder aus der Stadt bekommen jeden Donnerstag ein Essen, dann dürfen sie ihre Kleidungsstücke und sich selber waschen + Vorfreude auf eine Safari im Katavi-Nationalpark und auf einen Kurztrip nach Dar es Salaam und Sansibar.

Karoline Hansen ■

Ich geh' mal kurz die Welt retten - deine und meine gleich mit

Jeder zehnte Arbeitnehmer in Deutschland hat sie schon einmal nehmen wollen; jeder fünfte will dies bald tun. Die Rede ist von einer längeren Auszeit. Zwar gilt noch immer die Regel: Je jünger Menschen sind, desto mehr befassen sie sich mit einem Sabbatical. Eine Umfrage des Forschungsinstitutes »Marketagent.com« ergab jedoch, dass heute auch Menschen im mittleren Alter oder gar ältere Semester eine Auszeit erwägen; Tendenz steigend. Als Hauptmotive dafür nennen sie nach wie vor Erholung, Zeit für die Familie, Fernreisen und Weiterbildung. Einige wollen aber mehr. Sie wollen sich sozial engagieren. Von Elke Dieterich, Gründerin und Leiterin der Freiwilligenagentur »Manager für Menschen«, die wiederholt für die HHM in Tansania war.



Elke Dieterich mit Erica Ludela, der Initiatorin der »Elisabeth-Preiswerk-Schule« in Ifakara.

Freiwilligendienste 30 plus

Was bringt Menschen mitten im Leben dazu, zugunsten eines Projektes in der Dritten Welt befristet aus ihrem Alltag auszusteigen? Was versprechen sie sich von einem solchen Einsatz? Welche ihrer Erwartungen gehen in Erfüllung und welche nicht?

Ein Social Sabbatical als Notbremse vor der Lebenskrise? Gründe für die Auszeit

Einfach mal raus, etwas Anderes sehen, Zeit haben für eine Neuorientierung und für Dinge, die man schon immer einmal tun wollte. Batterien aufladen und dabei eine neue Sprache lernen, in eine fremde Kultur eintauchen, wieder einmal sich selber spüren und dabei möglichst viel Gutes tun. Etwas zurückgeben, sein Fachwissen einbringen und sich dabei gleichzeitig selbst persönlich weiterentwickeln.

So wie zum Beispiel Christine Stockmann, 34, Leiterin Produktmanagement: »Ich wollte raus aus dem Hamsterrad. Einfach nur reisen genügte mir nicht. Für mich war klar, dass ich in der freien Zeit etwas Sinn-

volles machen wollte«. Drei Monate hat sie in Namibia ehrenamtlich beim Aufbau eines Kindergartens sowie eines Community-Centers geholfen und das einheimische Team vor Ort gecoach.

Ein Sabbatical ist also die Chance, sich selbst ein Geschenk zu machen, oder - im Falle eines Social Sabbaticals - auch andere zu beschenken. Sein Glück mit anderen zu teilen und dabei auch selbst zufrieden zurück zu kommen, ist aber nur möglich, wenn sich im Vorfeld alle über ihre Erwartungen einigen und wenn diese auch realistisch sind.

Soziales Engagement mit Abenteuer-Charakter

Was versprechen sich Menschen von einem Einsatz?

Frage ich meine angehenden Berater auf Zeit im Vorbereitungsseminar, was sie von ihrem Einsatz in einem sozialen Projekt erwarten, so haben die Antworten ein breites Spektrum. Da hört man von »Weißer-Massai-Romantik«, von vagen Vorstellungen, die oft durch Urlaubs- oder Geschäftsreisen geprägt sind, und

davon, dass man schwer einzuschätzen vermag, ob man tatsächlich drei Monate lang ohne Strom und fließend Wasser auskommen kann. Funktioniert tansanische Teamarbeit analog der deutschen Teamarbeit? Inwiefern bin ich bereit, auf deutsche Standards zu verzichten, deutsche Denkweisen abzulegen, mich auf Neues und auf Unbekanntes einzulassen, ohne es zu werten? Wie läuft der Alltag neben dem Projekteinsatz? Und nicht zuletzt: Kann man auch einmal allein sein?

Nicht selten versprechen sich die Freiwilligen, durch ihren Einsatz große Fortschritte im Projekt zu erzielen, Entwicklungshilfe zu leisten oder zumindest Einblicke in dieses Thema zu bekommen. Sie wollen mit ihrem deutschen Fachwissen dabei helfen, das Projekt mit deutschen Lösungsansätzen auf sichere Beine zu stellen. Und das soll alles in kurzer Zeit geschehen.

Man erwartet endlich wieder einmal Wertschätzung. Man hofft, mit offenen Armen begrüßt zu werden. Das Projektteam soll hoch motiviert sein und Einsatzbereitschaft zeigen, denn man kommt ja schließlich in seiner Auszeit und honorarlos in das Projekt.

Ich muss es eigentlich gar nicht ausdrücklich erwähnen. In der Summe sind die Erwartungen ans sich selbst, an das Projekt, an die Kollegen und an das Endergebnis zu hoch. Das führt dann in sehr vielen Fällen zu großen Enttäuschungen.

Zwischen Weißer-Massai-Romantik und harter Realität

Welche Erwartungen werden erfüllt und welche nicht?

Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Es ist meine Aufgabe, in der Phase der Vorbereitung auf den Ein-

Foto: Elke Dieterich

satz den Erwartungsdruck auf allen Seiten herauszunehmen und die künftigen Berater auf Zeit dabei zu unterstützen, gelassen an die Sache heranzugehen. Immer wieder weise ich darauf hin: Deutsche Maßstäbe und die deutsche Denke müssen spätestens am Heimatflughafen abgegeben werden. Und man muss sich auf das Abenteuer wirklich einlassen. Es gilt die Chance zu nutzen, die sich einem vor Ort bietet. Ein Social Sabbatical ist eine wunderbare Erfahrung, die einem keiner mehr nehmen kann. Ein Social Sabbatical bietet die Möglichkeit, sich selbst besser kennen zu lernen, sich persönlich weiterzuentwickeln, mit einer neuen Kultur vertraut zu werden, eine neue Sprache zu lernen, das Auge für die wesentlichen Dinge im Leben zu schärfen, Gelassenheit einzuüben. Wer sich im Projekt profilieren, deutsche Standards einführen oder einer Lebenskrise entfliehen möchte, der ist hier falsch am Platz.

Joachim Mayer, 58, Projektleiter, sagt: »Ich habe im Projekt in Pretoria (Südafrika) gelernt, bewusst zu entschleunigen. Zurück in Deutschland konzentriere ich mich auf Wesentliches, nehme mir kreative Freiräume. Alles in allem bin ich selbstbewusster geworden. Ich weiß, dass ich mich auch in komplexen und unbekanntem Situationen auf mich verlassen kann«.

Und Christine Stockmann fügt hinzu: »Die gemachten Erfahrungen haben

mich verändert. Die ehrliche Wertschätzung der Gemeindemitglieder war etwas ganz Besonderes für mich, ebenso die unerschütterliche Gelassenheit der Menschen. Diese Einstellung, diese Zuversicht habe ich nach Hause mitgenommen: Wird schon alles werden. Irgendwie. Ganz sicher«.

Dass man dabei in seinem Projekt am Ende vielleicht nur die Hälfte der gesetzten Ziele erreicht, spielt keine Rolle. Es gilt das große Ganze zu betrachten. Wichtig ist die Feststellung, dass auch kleine Schritte zum Ziel führen können und dass deutsche Maßstäbe nicht unbedingt helfen. Das lokale Projektteam bietet dem Berater auf Zeit hierfür die nötige Lernplattform.

Im Austausch dafür begleitet der Berater das lokale Projektteam, ist Impulsgeber und Sparringspartner, der mit dem Team ein Stück des Weges gemeinsam geht.

Eines ist sicher. Die Welt retten wird man durch den Einsatz in einem sozialen Projekt nicht. Wer zu hohe Erwartungen hegt, der wird allzu schnell mit der harten Realität konfrontiert und auf den Boden der Tatsachen geworfen. Wer sich jedoch auf Land und Leute und Neues einlässt, der kommt meist befriedigt zurück und zieht Nutzen aus dem eigenen Einsatz. Denn der Rucksack wird auf dem Heimweg mit Sicherheit praller gefüllt sein als auf dem Hinweg. Elke Dieterich ■



Christine Stockmann bei ihrem Einsatz in Namibia

Florian Vollprecht - Koordinator der Freiwilligendienste der HMH für junge Erwachsene

Seit dem 1. Januar 2017 ist Br. Florian Vollprecht (24) im Rahmen einer 15-prozentigen Anstellung beauftragt, die Freiwilligenarbeit der Herrnhuter Missionshilfe zu koordinieren und zu begleiten. Hier stellt er sich nun näher vor.



Foto: Florian Vollprecht

Ich studiere Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Nürnberg und werde im Frühjahr 2018 meinen Bachelor-Abschluss machen. Durch mein Vollzeitpraktikum von März bis August 2016 beim Ökumenischen Freiwilligen-Programm der EMS in Stuttgart und da ich 2013/2014 mit der EMS einen weltwärts-Einsatz in Ghana gemacht habe, kam die HMH auf mich zu, ob ich mir diese Arbeit vorstellen könnte.

Meine Arbeit nun hauptsächlich darin, Anfragen von Jugendlichen und von Entsendeorganisationen oder Partnern zu bearbeiten und ggf. weiter zu vermitteln. Dass der Trend bei jungen Leuten Richtung Kurzeinsätze geht – „nach dem Abitur noch schnell 3 Wochen etwas Nützliches für den Lebenslauf machen“ – ist dabei eine Herausforderung. Nach meiner Erfahrung sollte ein Einsatz mindestens sechs, besser 10 Monate gehen. Man braucht die Zeit, um in dem jeweiligen Land anzukommen und die Kultur kennen zu lernen. Die Erfahrungen, alleine in der Fremde zu sein, eine fremde Kultur zu erforschen und an sich zu wachsen, die ich während meines Einsatzes in Akosombo, Ghana, machen durfte, aber auch die internen Abläufe der Entsendeorganisationen zu kennen, sind mir jetzt sehr nützlich. ■

Foto: Christine Skowski

Erfahrung, Gelassenheit, gute Kontakte - die Trümpfe von Senior-Freiwilligen

Eine kleine Kirche wie die Herrnhuter Brüdergemeine kann nur deshalb weltweit tätig sein, wenn sie eine Vielzahl von Ressourcen erschließt. Eine dieser Ressourcen ist die Kompetenz von Ruheständlern, die zu kürzeren oder längeren Freiwilligendiensten bereit sind. Im Folgenden werden der Arzt Dr. Bruno Runge (Sinzig), die Erwachsenen-Ausbilderin Katharina Goodwin (Stuttgart) und der Manager Job van Melle (Zeist) interviewt, die in Tansania, Palästina und Surinam tätig waren. Ersterem wurde von Joachim Gauck am 1. April 2012 für seine ehrenamtlichen Verdienste das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.



Foto: Bruno Runge

Hanna und Bruno Runge in einem Abteil der »TAZARA«, der Tanzania-Zambia-Railway, auf dem Weg von Dar es Salaam nach Isoko.

Wie seid Ihr dazu gekommen, im Ruhestandsalter noch einmal als Freiwillige durchzustarten?

B. Runge: Die Jahre von 1966 bis 1973, in denen ich als Arzt im Isoko-Hospital der Brüdergemeine im südlichen Hochland von Tansania arbeitete, waren für mich und meine Familie prägend. Unsere Kinder haben ihre Kindheit dort verbracht, Hanna konnte ihre pädagogischen und buchhalterischen Fähigkeiten einbringen. Für mich war es die interessanteste Zeit in meiner beruflichen Laufbahn. Wir alle waren beeindruckt von der Offenheit und dem fröhlichen Christsein der Tansanier. Wir sind damals nach sieben Jahren nach Deutschland zurückgekehrt. Aber die Sehnsucht nach Tansania blieb. Als 2002 eine Anfrage von Heinke Schimanowski, einer Kollegin im lutherischen Krankenhaus Matema, eintraf, die um Mithilfe für einen begrenzten Zeitraum bat, genügte ein Blickkontakt mit mei-

ner Frau, und wir begannen mit den Reisevorbereitungen.

K. Goodwin: Geboren und aufgewachsen bin ich in der Brüdergemeine in Südafrika und habe die Liebe zur Missionsarbeit 1973 mit nach Deutschland gebracht. Da war es ganz natürlich, dass ich ab 1997 für die Herrnhuter Missionshilfe, Bad Boll, tätig wurde, insbesondere durch die ehrenamtliche Mitarbeit im Vorstand. 2008 kam die Begleitung der Arbeit des Förderzentrums der Bruder-Unität auf dem Sternberg (Palästina) hinzu. Als ich dann 2010 in den Ruhestand getreten war, habe ich mich gefreut, mehr Freiraum für diese sehr reizvollen Aufgaben zu haben.

Job van Melle: Im März 2010 beendete ich meinen Dienst als Generalsekretär der »Zeister Zendinggenootschap«, der Missionsorganisation der Brüdergemeine in den Niederlanden. Im letzten Dienstjahr bat mich die Brüdergemeine in Surinam, nach Ruhestandsbeginn für

zwei Jahre als Projektberater ins Land zu kommen. So lebte ich von Juni 2010 bis Juni 2012 zusammen mit meiner Ehefrau Ada in Paramaribo, und zwar im Pfarrhaus der Combé-Gemeinde. Über meiner Funktionsbeschreibung stand: »Berater der Kirchenleitung der Brüdergemeine in Surinam«.

Wie ist man Euch an den Orten, an denen Ihr gearbeitet habt, begegnet?

B. Runge: Aus dem Einsatz, ursprünglich geplant für ein Jahr, sind mit Unterbrechungen insgesamt mehr als vier Dienstjahre geworden. Ich habe in Matema, aber auch in Hospitälern der Brüdergemeine gearbeitet. Überall wurden wir freundlich aufgenommen. Geholfen hat dabei sicher, dass wir die Landessprache halbwegs beherrschten. In letzter Zeit zog es uns meist nach Isoko. Hier waren die Begegnungen mit Gemeindegliedern und Mitarbeitenden besonders herzlich.

K. Goodwin: Die Menschen auf dem Sternberg sind mir mit Offenheit, Selbstbewusstsein und einer beeindruckenden Gastfreundschaft begegnet. Die Beziehung Christen wie Muslimen war immer von gegenseitigem Respekt geprägt. Im Lauf der Zeit ist daraus ein schönes und hilfreiches Vertrauensverhältnis geworden. Wichtig sind dabei weiterhin die uneingeschränkte Achtung vor den Palästinenserinnen und Palästinensern wie auch der Respekt vor ihrer jeweiligen Religion.

Job van Melle: Weil ich die Brüdergemeine in Surinam über einen langen Zeitraum hinweg durch jährliche Reisen gut kannte, besaß ich Kontakte zu vie-

len Menschen. Das erleichterte meinen Dienst sehr. Die Menschen in Surinam begegneten uns mit großer Offenheit und brüderlicher Wärme. Wir waren wie selbstverständlich Glieder der Combé-Gemeinde. Ich war beeindruckt von der Hingabe und der Begeisterung, mit der die Menschen ihrer Kirche angehörten.

Will man als Rubeständler noch etwas bewegen? Oder fühlt man sich eher als Lückenbüsser?

B. Runge: Ich bin nie davon ausgegangen, etwas bewegen zu können. Die Missionare in früherer Zeit blieben ein Leben lang und haben tatsächlich etwas aufgebaut. Von ihrem Wirken, insbesondere von ihrer Vermittlung handwerklicher Fertigkeiten, habe ich in den sechziger Jahren beim Aufbau des Hospitals in Isoko profitiert. Die heutigen Einsätze der Entwicklungshelfer sind dafür zu kurz. Und wir als Senior Experts wirkten auch immer nur für einige Monate bis zu einem Jahr im Lande. Lückenbüsser war ich fast immer, denn ich habe zumeist einen - oft auch den einzigen - Arzt in seinem Urlaub vertreten. Man sollte den Begriff "Lückenbüsser" nicht so negativ sehen.

K. Goodwin: Natürlich möchte ich auch noch im Ruhestand etwas bewirken und sehe auf dem Sternberg die Möglichkeit, als Mitglied des Vorstandes (quasi ein Aufsichtsrat) für gute Rahmenbedingungen zu sorgen: für ein kompetentes Leitungsteam, für gut durchdachte Konzepte und für ausreichende Finanzen. Hinzu kommen die aufgrund des gegenseitigen Vertrauensverhältnisses möglichen Beratungen und die Unterstützung der so wichtigen Vernetzung im In- und Ausland. Als Lückenbüsser bzw. kostenloser Ersatz für eine Fachkraft komme ich mir dabei nicht vor!

Job van Melle: Ich hatte in einer neuen Rolle zu arbeiten, war nun Ratgeber der Brüdergemeinde in Surinam und nicht

mehr »der Mann aus Zeist«. Aus dem Manager war ein Berater geworden - ein großer Unterschied, aber ich fühlte mich wohl damit. Ein wichtiger Teil meines Dienstes bestand in der Begleitung der Arbeit im tropischen Binnenland von Suriname (mit Gemeinden, Schulen und Gesundheitseinrichtungen). Ich wurde Sekretär der neu gegründeten Binnenland-Kommission. Nach meiner Heimreise übernahm diese Aufgabe ein Einheimischer. Da meine Berater-Tätigkeit von vornherein zeitlich befristet war, musste ich keinen Nachfolger für diese Tätigkeit finden und einarbeiten. Das entspannte die Sache für mich.

Erinnert Ihr Euch an ein besonders Highlight oder auch an ein Problem während Eures Dienstes?

B. Runge: Probleme gab es mehr als genug. Zu nennen ist die Hilflosigkeit gegenüber HIV/Aids. In den ersten Jahren stand uns noch keine wirksame Therapie zur Verfügung, obwohl diese in den reichen Ländern schon Standard war. Junge Menschen starben an einer behandelbaren Krankheit. Die finanzielle Ausstattung der kirchlichen Krankenhäuser wurde immer schlechter. Der Staat erließ Bestimmungen, die realitätsfern waren und kostentreibend wirkten. Als Lichtblick empfand ich es immer, wenn ein Patient gesund wurde, der ohne unser Eingreifen wohl gestorben wäre. Oft spürte ich in bedrohlichen Situationen Gottes Beistand. Manches empfand ich als ein Wunder.

K. Goodwin: Besondere Highlights waren die Ausflüge, die wir gelegentlich mit der ganzen Mitarbeiterschaft machen konnten: die ausgelassene Stimmung im Bus, die Neckereien beim Picknick und der improvisierte Tanz danach, aber auch die Gespräche über die Nöte und Freuden des Alltags jenseits alles Dienstlichen - wunderbare Gelegenheiten, den Menschen, die den Sternberg so besonders machen, näher zu kommen und auch ihre Probleme besser zu verstehen.

Job van Melle: Gern denke ich an die Visitationen im Binnenland mit Mitgliedern der Kirchenleitung und einem Bischof. Wir kamen dabei auch in kleinste Dörfer, schliefen in Hängematten und wuschen uns im Fluss. Auch die Fluss-Konferenzen mit Gemeindevertretern aus bestimmten Regionen waren stets ein Highlight. An besondere Probleme erinnere ich mich nicht, wenn man vom Geldmangel absieht, der es verhindert, dass man den vielen Herausforderungen begegnen kann.

Nennt einen Wunsch im Blick auf die weltweite Brüder-Unität oder auf eine Provinz!

B. Runge: Ich wünsche mir für die kirchlichen Hospitäler in Tansania eine zufriedenstellende finanzielle Grundlage. Die Geldgeber sollten über eine faire Verteilung der Mittel wachen. Wenn die wirtschaftliche Gesundheit der Krankenhäuser nicht gewährleistet ist, kann die Arbeit m. E. nicht verantwortungsvoll fortgeführt werden. Man müsste sie dem Staat übergeben.

K. Goodwin: Ich wünsche mir, dass die weltweite Brüder-Unität entdeckt, welche ein Kleinod sie im Sternberg besitzt und wie stolz sie auf die ausgezeichnete, von Nächstenliebe getragene Arbeit dort sein kann. Ich wünsche mir, dass die Unitätsprovinzen vermehrt Interesse an diesem Unitätswerk zeigen und gerne ihren Beitrag durch ideelle wie auch finanzielle Unterstützung leisten.

Job van Melle: Die Brüdergemeinde in Surinam verfügt über eine starke Position in der surinamischen Gesellschaft. Ich wünsche ihr, dass sie die diesbezüglichen Chancen nutzt. Sie sollte ihre Aufmerksamkeit verstärkt den Gemeinden im strukturschwachen Binnenland schenken sowie der Gemeinde Saint Laurent im benachbarten Französisch Guyana, einer Missionsgemeinde.

Die Interviews führte Andreas Tasche ■

Brüdergemeine in Albanien – Teil 2



Auf der Suche nach einem albanisch-protestantischen Glauben: Vjollca Mazi, Vjola Grillo und Merita Meko

Gesellschaftlicher Neubeginn

Nach der politischen Wende in Albanien kam es 1991 zu einer Volkszählung. Dabei wurden die Menschen auch gefragt, welche Religion sie ausüben. Weil die meisten nur ein Leben ohne Religion kannten, gaben sie die Religion ihrer Eltern oder Großeltern an. So gelten heute - wie vor der atheistischen Zeit - etwa 70 Prozent der Bevölkerung als muslimisch, etwa 20 Prozent als albanisch-orthodox und etwa 10 Prozent als römisch-katholisch. De facto lebt ein Großteil der Bevölkerung weiterhin ohne Glaubensbekenntnis und ist an Religion wenig interessiert. Nur etwa 10 Prozent der Gesamtbevölkerung nehmen tatsächlich in irgendeiner Weise am religiösen Leben teil.

Mit der Öffnung des Landes kamen viele protestantische Missionare aus Europa und Nordamerika ins Land. Sie versuchten, ihre meist evangelikale oder charismatische Glaubensweise den Einheimischen nahe zu bringen. Manche von ihnen nahmen den importierten Glauben an, andere begaben sich auf die Suche nach einem albanisch-protestantischen Glauben.

Dazu zählten auch die drei Frauen Vjollca Mazi, Vjola Grillo und Merita Meko. Gemeinsam mit ihren Familien begannen sie 1993, sich in ihren Wohnungen

zu treffen. Dort wurde gesungen und gebetet, die Bibel gelesen und sich ausgetauscht. Die Nachbarskinder sowie die Freundinnen und Freunde der eigenen Kinder wurden zu diesen Treffen eingeladen. »Wir beginnen mit den Kindern, denn die Erwachsenengeneration ist meist schon verloren«, meinte Vjollca Mazi. So entstanden in Tirana die ersten Kinder- und Jugendgruppen.

Das Entstehen einer neuen Kirche

Schon bald reichte das private Wohnzimmer für die größer gewordenen Gruppen nicht mehr aus. Neue Arbeitsformen und Versammlungsorte mussten her. Da eine »Familienkirche« nach albanischen Gesetzen nicht rechtsfähig war, wurde eine Stiftung gegründet, die Konten eröffnen und Räume anmieten durfte. Die Stiftung bekam den Namen »Fondacioni Kristian Humanitar „Kontribut per Edukim“« (Christlich-humanitäre Stiftung - Ein Beitrag für die Erziehung). Unterstützung bekam die Stiftung zunächst durch die lutherische und bald durch die Herrnhuter Mission in Dänemark. Mit Spendengeldern aus Dänemark konnte in einem Geschäftshaus im Herzen von Tirana eine komplette Etage als Gemeindezentrum mit Gottesdienst-, Unter-

richts-, Büro- und Sanitärräumen erworben werden. Christinnen und Christen aus Dänemark waren zuvor schon zu Glaubensvätern und Glaubensmüttern derjenigen geworden, die - durchweg in ehrenamtlicher Arbeit - immer neue Gruppen aufbauten, vor allem Frauen-, Kinder- und Jugendgruppen. Ankjær T. Poulsen, Jørgen Bøytler und andere kamen in regelmäßigen Abständen nach Albanien und sie empfingen ihre albanischen Geschwister zu Seminaren und Fortbildungen bei sich in Dänemark.

Über ein Netzwerk aus Freundinnen und Freunden dehnte die Arbeit sich bald über Tirana hinaus aus. Nach und nach entstanden weitere Gruppen in Bathore, Burrel, Elbasan, Fushekruje, Kavaje, Kruje, Pogradec, Shkoder und Vlore. Manche Gruppen existierten wegen der Abwanderung der jungen Leute ins Ausland bzw. in die Hauptstadt nur einige Jahre. Dauerhaften Bestand hatten die Gruppen in Tirana, Pogradec, Elbasan, Burrel und Bathore, einem rasch wachsenden, slumähnlichen Vorort von Tirana. In allen diesen Gruppen geschehen sowohl Verkündigung und Seelsorge als auch Unterweisung und praktische Hilfe. Was das soziale Engagement anbetrifft, so gilt dieses nicht nur den Mitgliedern, sondern stets auch den besonders Bedürftigen.

Allmählich kamen diese zunächst nur auf Dänemark fixierten Gruppen auch in Verbindung zur Brüdergemeine in



Unser Lamm hat gesiegt, lasst uns ihm folgen“. Der Leitspruch der Brüder-Unität auf Albanisch.



Foto: HMF-Bildarchiv

Jugendgruppe in Bathore

Deutschland, den Niederlanden, Großbritannien, der Schweiz und Schweden. Man lud sich gegenseitig zu Tagungen, Konferenzen, Festen und Synoden ein. Als die Kontakte nach der Jahrtausendwende immer intensiver geworden waren, stimmte die Synode der Europäisch-Festländischen Brüder-Unität im Jahre 2010 schließlich dem Antrag zu, die bis dahin lose strukturierte Arbeit offiziell als Arbeit der Brüdergemeine anzuerkennen. Seitdem ist die Brüdergemeine in Albanien fester Bestandteil der Europäisch-Festländischen Unitätsprovinz. Eine albanische Losung gibt es schon seit 2005. Nach einer Neuregelung der Staat-Kirche-Beziehungen in Albanien firmiert die Brüdergemeine nun unter dem Namen »Kisha Luterane e Moraviane e Shqipërisë« (Lutherisch-Brüderische Kirche in Albanien).

Sammlung und Sendung

Den Verantwortlichen in Albanien war klar: Christliche Hoffnung muss sich manifestieren in der Welt. Da Hoffnung auf ein besseres Leben ist fast immer mit Bildung verbunden ist, wurden mit Spenden aus Dänemark und Deutschland bald die ersten Kindergärten gegründet. Einerseits sollten die Kinder mit dem christlichen Glauben in Verbindung kommen, andererseits sollte ihnen eine gute frühkindliche Bildung vermittelt werden. Die Jugendgruppen treffen sich zu vielfältigen Aktionen. Neben Bibelarbeiten und Themenabenden gehören Sport- und

Freizeitaktivitäten sowie Ausflüge zum Programm, denn die Gesellschaft hält ansonsten kaum Angebote für Jugendliche bereit. Immer wieder geht es darum, sich gegenseitig zu stärken, Verantwortung zu übernehmen und einen weiten Horizont zu haben. Besonders begabte Jugendliche werden in Kursen zu Leiterinnen und Leitern ausgebildet. Eine wichtige Rolle für die Kinder- und Jugendarbeit (Eigennutzung und Vermietung) spielt der kircheneigene Campingplatz mit modernem Funktionsgebäude im landschaftlich schönen Pogradec. Die Jugend, die kaum Mittel zu Auslandsreisen hat, genießt es ab und an sehr, Gemeinschaft mit Jugendlichen aus anderen europäischen Ländern zu haben.

An allen Orten sind Frauengruppen entstanden. Die Frauen tauschen sich aus und stärken einander angesichts vielfältiger familiärer und gesellschaftlicher Probleme: Armut, Arbeitslosigkeit, Arbeit der Männer und Kinder im Ausland, Trennung oder Scheidung, Gewalt, Verschuldung und Hoffnungslosigkeit. Die Gemeinschaft unter Gottes Wort und im Gebet wird für die Frauen immer wieder zur Quelle des Trostes und der Hoffnung. Die Frauen sind auch diejenigen, die in besonderen Notsituationen Hilfsaktionen starten.

Strukturen

Neben dem schon erwähnten Gemeindezentrum in Tirana verfügt die Brüdergemeine in Albanien in Bathore über ein Gemeindehaus, in Burrel über ein

Gemeindehaus mit Kindergarten, Gottesdienstraum und Wohnung, in Pogradec über ein Stadthaus mit Kindergarten, Gemeinderäumen und Ferienwohnung sowie über einen modernen Campingplatz am Ohrid-See. In Elbasan sind die Gemeinderäume nur angemietet.

Die »Frauen der ersten Stunde« tragen in einem zwölfköpfigen, für zwei Jahre gewählten Leitungskreis, in dem viele Jugendliche sitzen, auch heute noch einen Großteil der Verantwortung für die Gesamtarbeit. Der Leitungskreis ist froh darüber, dass die Brüdergemeine in Albanien nicht fremdbestimmt wird, sondern Freiraum für eine selbstbestimmte Entwicklung besitzt. Da Albanien nach wie vor ein armes Land ist, können die Mitglieder die Arbeit kaum selbst bezahlen. So wird fast nur ehrenamtlich gearbeitet. Nur die Kindergärtnerinnen und Hausmeister bekommen ein kleines Gehalt. Alles Tun ist geprägt von einer geistlich-theologischen Suche nach dem albanisch-protestantischen Weg. Die Menschen sind sehr interessiert an theologischer Bildung. Weil die Brüdergemeine in Albanien keine eigenen Theologinnen oder Theologen hat, kommen drei- bis viermal im Jahr ordinierte Theologen aus dem Ausland nach Albanien zur Sakramentsverwaltung und zur Fortbildung für Ehrenamtliche. Eines Tages, so hofft man, wird es in Albanien ordinierte Mitarbeitende aus den eigenen Reihen geben.

Niels Gärtner ■



Blick über den Ohridsee

Foto: Dorothea Wälder



Nach der Überschwemmungen in Malawi am 7. April sind inzwischen die ersten Hilfslieferungen angekommen.

Bischofseinführung in Bloemendal

Der im Herbst 2016 von der Provinzialsynode der Brüdergemeine in Südafrika neu gewählte Bischof Roger Ruiters wurde am Sonntag, dem 2. April 2017, in der Gemeinde Bloemendal in einem festlichen Gottesdienst in sein Amt eingeführt. Seine Funktion ist zwar »Bischof der Brüder-Unität«, im flächenmäßig großen Südafrika wird er aber vor allem im neu geschaffenen Verwaltungsdistrikt »Algoa-Tsitsikamma« (Ostkap-Region) aktiv sein. In Anwesenheit von Mitgliedern seiner Familie, allen voran seine Ehefrau Amanda, der gastgebenden Gemeinde mit ihrem Gemeinhelfer Charles Goliath sowie von Vertretern der Kirchenleitung wurden nach dem liturgischen Teil und dem Verkündigungsteil viele Grußworte ausgetauscht und Segenswünsche gesprochen. An seiner Einsegnung im Februar 2017 hatte Br. Theodor Clemens als Gast der Europäisch-Festländischen Brüder-Unität teilgenommen. ■

Rückblick auf fünf Jahre Unitätsfrauenbüro

Im »Moravian Magazine« der Brüdergemeine in Nordamerika (Ausgaben für März

und April 2017) wird Rückschau gehalten auf die Arbeit des Unitätsfrauenbüros, dessen Gründung 2011 erfolgte. Am Anfang benannten die verantwortlichen Schwestern konkrete Ziele, die sie binnen drei, fünf und zehn Jahren gemeinsam erreichen wollten. Die Fünf-Jahres-Ziele hatten sie schon nach drei Jahren erreicht. Die Zehn-Jahres-Ziele lauten: a) 100 Stipendien für bedürftige Frauen und Mädchen; b) 50 Darlehen für Frauen, die ein Gewerbe eröffnen möchten; c) Durchführung einer Festveranstaltung zum zehnjährigen Bestehen des Unitätsfrauenbüros, zu dem weltweit eingeladen wird. Der ehrenamtlich arbeitende Vorstand des Büros ist gut vernetzt mit Koordinatorinnen und Beraterinnen in allen Unitäts- und Missionsprovinzen. ■

Surinamer zu Besuch in der Nachbarprovinz Guyana

Nur selten gibt es Informationen über eine der kleinsten Unitätsprovinzen, die Provinz Guyana mit nur acht Gemeinden und nur 1.000 Mitgliedern. Vom 21. bis 24. April 2017 machten Mitglieder aus der Unitätsprovinz Surinam einen Besuch bei ihren Nachbarn. Die Reisegesellschaft um Bischof John Kent, die schon viel gemeinsam unternommen hat, unter anderem eine Reise nach Zeist, woher ihr Name »Zeisthertsje« rührt, wurde mit Freuden empfangen. Gemeinsam mit den Geschwistern in Georgetown, Linden und New Amsterdam gab es nicht nur Andachten und Gottesdienste, sondern auch Vorstellungs- und Diskussionsrunden, eine Surinamische Nacht, eine Tee-Party und eine Hut-Modenschau. ■

Ehepaar aus den Niederlanden arbeitet in Kilangala

Die »Zeister Zendingsgenootschap« (ZZg), die niederländische Schwesterorganisation der Herrnhuter Missionshilfe, berichtet in einem Informations-Brief, dass in der Missionssiedlung Kilangala (Tansania, Rukwaprovinz) ein Ehepaar aus den Niederlanden zu einem einjährigen Einsatz eingetroffen ist. Flip van Haan, ein Landwirtschaftsexperte, wird

mit seiner Kompetenz dazu beitragen, dass auf den Feldern der Mission effektiver produziert werden kann, so dass höhere Eigen-Einnahmen möglich sind. Seine Ehefrau Felice van Haan wird in der Missionsschule zum Einsatz kommen. In Kilangala kooperiert die ZZg mit anderen niederländischen Organisationen, die sich der Hilfe für Tansania verschrieben haben: der »Stichting Trijntje Beimers«, der Landwirtschaftsstiftung SOLKO und der Freiwilligenagentur VSO. ■

Das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) veröffentlicht »Afrika-Agenda 2063«

Von Öffentlichkeit und Politik weithin ignoriert, gibt es seit 2013 die »Agenda 2063 - The Africa We Want« der Afrikanischen Union. Dieser hoch ambitionierte Entwicklungsplan verfolgt das Ziel, binnen 50 Jahren eine sozial-ökonomische Transformation des gesamten afrikanischen Kontinents zu bewirken. Ziel der Agenda ist ein vereinigtes, wohlhabendes, selbstbestimmtes und friedliches Afrika, das eine dynamische Kraft in der internationalen Arena darstellt. Die Ziele der Agenda werden in sieben Themenfeldern entfaltet. Anders als bei früheren Plänen dieser Art werden klare Indikatoren benannt, an denen sich Fortschritte messen lassen. Auch werden finanzielle Mittel für anerkannte Vorhaben zur Verfügung gestellt und die Öffentlichkeit wird beteiligt. ■

EMS Südafrika-Seminar

Es gibt einen Termin für das diesjährige Südafrika-Seminar der »Evangelischen Mission in Solidarität« (EMS). Für den 23. September 2017 lädt Riley Edwards-Raudonat, EMS-Verbindungsreferent Afrika, Vertreterinnen und Vertreter von Partnerschaftsgruppen, aber auch sonstige Interessierte nach Darmstadt ein. Das Seminar steht unter dem Thema: »Warum die Haube? Geistliche und kulturelle Besonderheiten der Herrnhuter Brüdergemeine in Südafrika«. Bei dem

Seminar anwesend sein wird Gregson Erasmus, Pfarrer der Brüdergemeine in Südafrika und seit kurzemökumenischer Mitarbeiter der Württembergischen Landeskirche, außerdem Pfarrer Friedemann Reeh, der in der Brüdergemeine in Südafrika gearbeitet hat. Außerdem sagte die Herrnhuter Pfarrerin Katharina Rühle ihre Mitarbeit zu, die bei der Klärung helfen wird, was »typisch Herrnhut« ist und was eher dem südafrikanischen Kontext zugeordnet werden muss. ■

UNO zeichnete Studierende in Mbeya aus

Kürzlich besuchten Alvaro Rodriguez und Hoyce Temu, zwei für Tansania zuständige Koordinatoren des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (UNDP), die »Teofilo-Kisanji-Universität« der Brüdergemeine in Mbeya. Bei ihrem Besuch ging es in internen Gesprächen, aber auch bei einem großen Forum in der TEKU-Hall um die 17 UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung (SDGs) mit ihren 169 Unterzielen, die bis 2030 von allen UN-Mitgliedstaaten erreicht werden sollen. Breiten Raum nahmen die Themen Umweltschutz, Klimawandel und Entwicklung des ländlichen Raumes ein. Alvaro Rodriguez machte den jungen Leuten, die in Tansania mehr als 50% der Bevölkerung ausmachen, Mut, sich den gewaltigen Herausforderungen zu stellen. Er zeichnete etwa 30 Studierende mit einem Zertifikat als »Global Goals Champion« aus. ■

Wieder Überschwemmungen in Malawi

Aus ihrem allgemeinen Nothilfefonds hat die Herrnhuter Missionshilfe zu Ostern 2017 einen Betrag von 3.000 Euro an die Brüdergemeine in Malawi überwiesen. Deren Finanz- und Projektverantwortlicher Jonah Sinyangwe hatte am 11. April 2017 per E-Mail von neuerlichen Überschwemmungen im Land berichtet. Häuser von Gemeindegliedern wurden zerstört, ihr Hausrat wurde hinweggeschwemmt. Einige Menschen und viele Tiere verloren ihr Leben. Von akutem Nahrungsmittelmangel infolge

Vernichtung der Ernten sind etwa 6.000 Menschen betroffen. Auch eines unserer Kirchengebäude ist zusammengefallen. Das alles geschah an den Tagen nach dem 4. April 2017. Um Spenden wird herzlich gebeten. ■

Die Bibel im umgangssprachlichen Ladakhi

In Ladakh im heutigen Nordindien, auch Klein- oder West-Tibet genannt, leben auf 3.000 bis 4.000 Metern Höhe etwa 150.000 Menschen, die ein umgangssprachliches Ladakhi sprechen, das lange nicht verschriftet war. Verschriftet war nur das hochsprachliche Ladakhi, das aber kaum jemand beherrschte. Damit die Bibel auch von einfachen Leuten zu lesen wäre, unternahm es zunächst Elijah Phunthsog, Pfarrer der Brüdergemeine, sich ein System für die Niederschrift des umgangssprachlichen Ladakhi auszudenken. Seine Bemühungen stießen auf Kritik; man warf ihm eine Verpöbelung der alten Kultursprache vor. Aufbauend auf seinem Werk ist jetzt ein Übersetzungsdienst namens »Ladakhi Colloquial Bible Translation Ministry« am Werke, dem auch Joseph und Zhidey Kundan von der Brüdergemeine in Leh angehören. ■

Modernisierung abgeschlossen

Schon länger entsprachen die Förderschule und der Verwaltungstrakt des Förderzentrums der Brüder-Unität auf dem Sternberg bei Ramallah (Palästina) nicht mehr den heutigen Anforderungen. Jetzt sind die monatelangen Bauarbeiten zum Abschluss gekommen. Am 16. März 2017 erfolgte unter großer öffentlicher Anteilnahme die feierliche Inbetriebnahme der neuen Räumlichkeiten. Dazu hatten sich auch prominente Besucher angesagt: u. a. Dr. Laila Ghannam, die Bürgermeisterin von Ramallah, Nader Atta, der Vertreter des UN-Entwicklungsprogramms, und Peter Beerwerth, der Ständige Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in Palästina. In das Bauvorhaben sind u. a. auch deutsche Entwicklungshilfemittel geflossen. ■

Bruder Wilson Lugusha Nkumba aus Surinam



Foto: Raimund Hertzsch

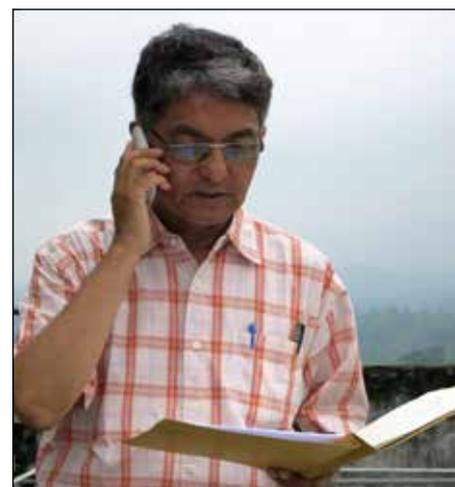
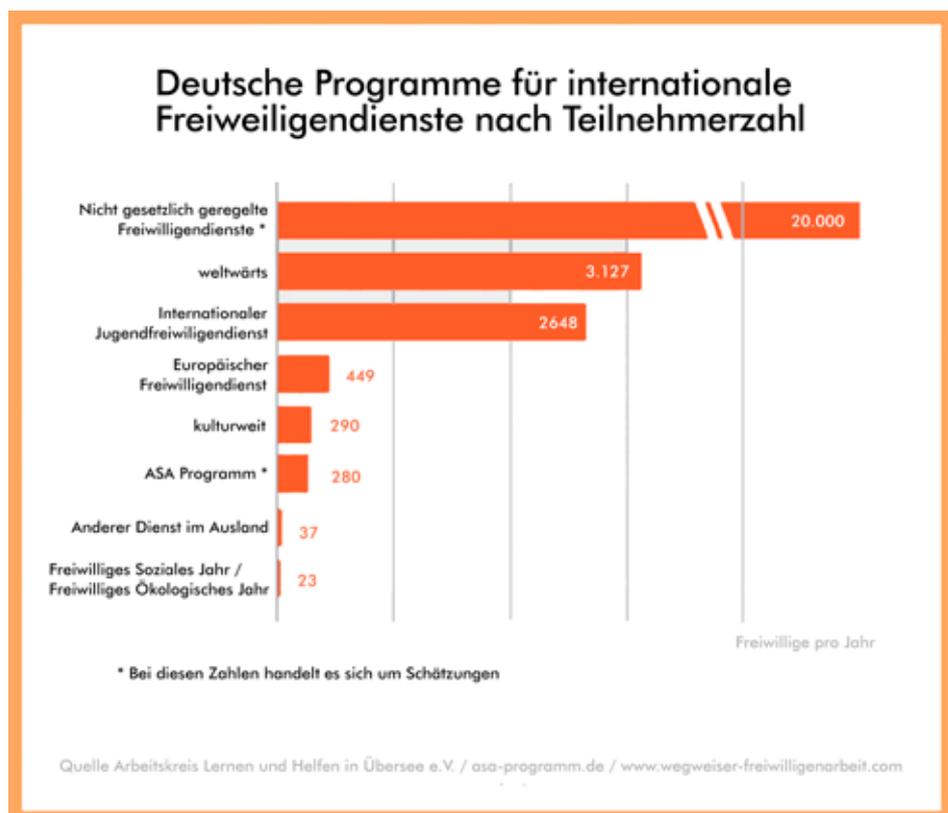
Dass jemand aus Tansania nach Europa oder Nordamerika geht, ist nicht ungewöhnlich. Aber einen Tansanianer zu treffen, der in Surinam lebt, das findet man nur selten.

Vor knapp anderthalb Jahren ist Bruder Nkumba mit seiner Familie von Sikonge nach Paramaribo gezogen. Inzwischen ist die Familie auf fünf Personen angewachsen. Albert, der jüngste ist ein surinamischer Tansanianer.

Bruder Nkumba unterrichtet am Theologischen Seminar der Brüdergemeine, meistens auf Englisch, was auch schon eine Fremdsprache für ihn ist. Gefragt, wie er dazu gekommen ist, *nicht* nach Nordamerika oder Europa zu gehen, antwortet er, bei seiner Ordination habe er versprochen, dem Ruf Gottes zu folgen und seiner Kirche zu dienen. Und Daima, seine Frau, war bereit, sich darauf einzulassen. Und so hat die Familie ihre Sachen gepackt und ist ausgezogen in ein fremdes Land, wo es immerhin auch warm ist. Die Kinder sprechen inzwischen holländisch, für die Eltern ist es mühsamer.

In Bruder Nkumbas Pass ist als Vorname Wilson angegeben, doch der eigentliche, der suahelische Name ist Lugusha. Das bedeutet, »der, der beschirmt«. Vielleicht kann man den Namen auch andersherum verstehen, als »der, der unter dem Schirm (Gottes) steht«. Zu wünschen wäre es jemandem, der sich wie er auf Gottes Wege einläßt.

Raimund Hertzsch ■



Thespal Kundan

Kirstin Spiesswinkel aus Potsdam schreibt: »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken für die Briefe, die Sie mir geschrieben haben im letzten Jahr, und für die vielen Informationen. Ich freue mich so sehr über die netten Begegnungen und Kontakte, die ich bis jetzt haben durfte. Ich habe die ersten Monate in Ladakh verbracht und als Freiwillige bei der Ladakh Hilfe gearbeitet. Da die Freiwilligen alle im „Hotel Snow View“ von David Sonam untergebracht werden, konnte ich die Familie Sonam kennenlernen und bekam durch sie Kontakt zur Herrnhuter Gemeinde in Leh. Ich habe u. a. auch Thespal Kundan (Pastor in Dehradun) kennenlernen dürfen. Für mich war das eine besondere Zeit, sowohl die Arbeit für die Ladakh Hilfe als auch die Zeit in Leh im Hotel von David Sonam. Durch die Familie Sonam habe ich viel von der Arbeit der Herrnhuter in Leh und in Dehradun erfahren dürfen. Das war für mich spannend.«

Einsatzländer

Jugendliche und Erwachsene aus der Brüdergemeinde in Deutschland bzw. deren Umfeld haben seit 2005 in folgenden Ländern einen dreimonatigen bis mehrjährigen missionarischen Freiwilligendienst abgeleistet: Barbados, Curaçao, Ghana, Indien, Indonesien, Kamerun, Labrador, Lettland, Libanon, Nicaragua, Palästina, Südafrika, Taiwan, Tansania, Vietnam.

Entsendeorganisationen

Die Herrnhuter Missionshilfe verfügt über kein eigenes Freiwilligenprogramm. Jugendliche und Erwachsene aus der Brüdergemeinde in Deutschland bzw. deren Umfeld sind daher entweder (in wenigen Fällen) in Eigeninitiative ausgereist oder aber über die Freiwilligenprogramme folgender Entsendeorganisationen, mit denen die Herrnhuter Missionshilfe zusammenarbeitet:

Deutschland:

Evangelische Mission in Solidarität, Evangelisch-Lutherisches Missionswerk

Leipzig, Berliner Missionswerk, Evangelische Landeskirche in Baden, Evangelisches Jugendwerk in Württemberg, Eirene - Internationaler Christlicher Friedensdienst.

Schweiz:

Mission 21

Dänemark:

Brødremenighedens Danske Mission

Großbritannien:

British Mission Board



Gottesdienst in Leh/Nordindien

Herrnhuter Missionshilfe e.V.
Badwasen 6, D-73087 Bad Boll
Telefon: (07164) 94 21 0, Fax: 94 21 99
Internet: www.herrnhuter-missionshilfe.de
E-Mail: info@herrnhuter-missionshilfe.de
Verantwortlich: i.S.d.P.: Raimund Hertzsch
Redaktion: Andreas Tasche
ISSN 0177-1817, Auflage: 17.500
Druck: Gustav Winter, Herrnhut
Die Herrnhuter Missionshilfe ist Mitglied in der
»Evangelischen Mission in Solidarität«.
Die Herrnhuter Mission in der Schweiz ist Trägerverein
vom Missionswerk »Mission 21«.
Bankverbindung: Herrnhuter Missionshilfe
Evangelische Bank eG
BIC (Swift Code): GENODEF1EK1
IBAN: DE25 5206 0410 0000 415103

Zum Beispiel - Spendenprojekt:

Kindergarten der Brüdergemeine im »Dzaleka Camp«



Die Kindergartenkinder vor der viel zu kleinen Lehmhütte der Brüdergemeine

Das »Dzaleka Camp« im Norden von Lilongwe, der Hauptstadt von Malawi, ist weitgehend von der lokalen Bevölkerung abgeschottet. Hier leben momentan knapp 20.000 Flüchtlinge aus der D. R. Kongo, aus Ruanda, Burundi und Somalia. Die meisten Menschen sind schon vor Jahren vor den gewaltsamen Konflikten aus ihren Heimatländern geflüchtet. Sie besaßen dort keine Lebensgrundlage mehr oder waren unmittelbar in Lebensgefahr. Das Lager wurde 1994 vom Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR) eingerichtet.

Mitten im Lager betreibt die Herrnhuter Brüdergemeine einen Kindergarten für Flüchtlingskinder. »Doch die klei-

ne Lehmhütte ist nicht ausreichend«, berichtet Jonah Sinyangwe, der Projektkoordinator der Brüdergemeine in

Malawi. Er weiß genau, an was es fehlt, und bittet daher die Herrnhuter Missionshilfe um Unterstützung. Die hygienischen Verhältnisse im Lager sind völlig unzulänglich und die Menschen brauchen Nahrung. »Die Brüdergemeine hat außerhalb des Lagers vom Staat ein Stück Land zugesichert bekommen«, erklärt Jonah Sinyangwe. »Das Land soll zum Bau eines neuen Gemeindehauses mit Kindergarten genutzt werden«.

Diesem Wunsch entsprach die Herrnhuter Missionshilfe. Sie unterstützte den Bau mit einem Zuschuss. Der Bau macht nun Fortschritte, aber seine Kosten sind noch nicht vollständig von Spenden gedeckt. Deshalb ist Jonah Sinyangwe auf weitere Mittel angewiesen.

Linda Hiller ■



Robbau des neuen Kindergartens

Die im Evangelischen Missionswerk in Deutschland zusammengeschlossenen Organisationen stellen eine Materialsammlung zum Thema "Mission" bereit: www.mission.de



Menschen

Dietmar Paul - der »Herr Ingenieur« in Südafrika

Dietmar Paul, Jahrgang 1967, aus Walddorf in Ost Sachsen ist es gewohnt, zielgerichtet mit Hammer und Eisen umzugehen. Viele Jahre arbeitete er als Schmiedemeister im alteingesessenen Familienbetrieb. Aufgrund eines Geschehnisses konnte er in der Mitte seines Lebens nicht mehr in vollem Umfang seinem Beruf nachgehen. Eine grundlegende Neuorientierung stand an. Aber was konnte es anderes geben, als den ganzen Tag in der Schmiede zu stehen?

Der Mensch denkt und Gott lenkt! Bei der Geburtstagsfeier eines Patenkindes traf er nach langer Zeit seine Mitpatin wieder. Diese empfahl ihm, sich zunächst für eine ehrenamtliche Tätigkeit in der Behindertenhilfe der »Herrnhuter Diakonie« zu bewerben.



Foto: von Privat

Gesagt getan, diese Aufgabe gefiel ihm. Er lernte die Unvoreingenommenheit und das Kommunikationsvermögen von Menschen mit geistiger Behinderung kennen. Das faszinierte denjenigen, der bisher meist allein in der Schmiede gestanden hatte.

In dieser Zeit kam Dietmar Paul mit der Herrnhuter Missionshilfe in Kontakt, die zusagte, ihm bei der Suche nach einer neuen, passenden Aufgabe zu helfen. Rasch wurde ein Direktkontakt zum »Elim Home«, einer Einrichtung der Brüdergemeine in Südafrika für schwerstbehinderte Kinder- und Jugendliche, hergestellt. Man verabredete, es für ein halbes Jahr miteinander zu versuchen. Einen multitalentierten Schmied konnte das »Elim Home« gebrauchen.

So flog Dietmar Paul im Frühjahr 2016 nach Kapstadt, um in der Nähe des Nadelkaps als Freiwilliger zu arbeiten. Schnell musste er sich umstellen. Raum und Zeit besitzen in Südafrika einen anderen Stellenwert als in Europa. Auch finanzielle Ressourcen sind dort sehr knapp bemessen. Im »Elim Home« arbeitet man überwiegend mit Spenden. Mit seinen guten technischen Fähigkeiten und v. a. mit seiner Gabe, hervorragend schweißen zu können, eroberte Dietmar Paul die Herzen der Menschen. Aus Altem ließ er Neues entstehen. Lange defekte Geräte funktionierten plötzlich wieder. Schon bald grüßten die Einheimischen ihn mit »Hallo, Herr Ingenieur«!

Nebenher erstellte er eine Zustandsanalyse des ältesten wasserbetriebenen Mühlrades in Südafrika, das sich in Elim befindet und das hoffentlich bald zur Freude der Einheimischen wie der Touristen wieder zum Laufen gebracht werden kann. Die Wassermühle wurde bald nach Ortsgründung durch Herrnhuter Missionare erbaut und trug wesentlich zum wirtschaftlichen Aufschwung Elims im 19. Jahrhundert bei.

Am wichtigsten aber waren für Dietmar Paul die persönlichen Kontakte zum Pfarrer-Ehepaar Godfrey und Lesinda Cunningham sowie zu deren engagierten Mitarbeitenden, von denen er noch heute profitiert. In Südafrika hat Dietmar Paul die Gewissheit geschenkt bekommen, dass es mit Gottes Hilfe für ihn beruflich und privat einen Weg in die Zukunft gibt. Peter Tasche ■